

chischen, römischen und germanischen Kulturkreis vortrug, da war es das Häslein von Tüngental, das ihn zu seiner ausgreifenden Untersuchung veranlaßt und ermunterte hatte.

Zum anderen aber — und damit rühren wir wohl an etwas sehr Wesentliches —: Das Sinnen und Tun des Volkskundlers fällt auf weite Strecken mit dem des Historikers zusammen; wo sich seine Arbeit nicht in die geschichtliche Tiefe hinein öffnet, da betrügt er sich selbst um die besten Erkenntnisse und Möglichkeiten. Und doch ist es eine ganz bestimmte Sicht, eine besondere Verhaltensweise innerhalb der großen Wissenschaft von der Geschichte, die das Eigentümliche, die Art des volkskundlichen Forschens charakterisiert. Die Frage nach dem Bleibenden, Sich-Wiederholenden, dem Gesetzlichen, nach dem, was die Zeiten und ihre Menschen in allem Wechsel, über die Brüche und Klüfte der Epochen hinweg eben doch irgendwie zusammenbindet, das „Kontinuitätsproblem“, das Problem des Zusammenhangs des Lebens — „es duldet keine Unterbrechung“ —, sie geben dem volkskundlichen Denken bei allem Wissen um die Unvergleichbarkeit der einzelnen und einmaligen geschichtlichen Erscheinungen Maß und Richtung. „Und sind die Mächte nicht da, wo das Leben immer gleich zwischen Geburt und Tod in Leintüchern liegt?“ So läßt Wilhelm Schäfer in einer seiner Novellen Johann Joachim Winckelmann grübeln, den Zeitgenossen und Lehrer Goethes.

Emil Kost hat sich zwar kaum — wenigstens in der breiteren Öffentlichkeit nicht — über seine Leitgedanken theoretisch ausgelassen; er ließ das Objekt selber sprechen und teilte sich nur in besonderen Stunden Menschen mit, denen er sein Vertrauen schenkte. In solchen Stunden freilich, da konnte man es spüren, wie stark seine wissenschaftliche Arbeit, ob er nun den Spaten führte oder am Schreibtisch saß, von dieser ihn ganz persönlich bewegenden Frage nach der „Kontinuität“ durchdrungen war, wie ihn ein Geschichtsgefühl trug, in dem — wir wählen seine eigenen Worte — „Jahrhunderte und Jahrtausende nur ein Tag sind“.

## Beerenliedchen, Beerenopfer und ihre glaubensgeschichtlichen Hintergründe

Von Emil Kost †

Hola hola Rährle  
Jetz kumm i von de Beerle,  
Isch a buckligs Moule (Weible) kumme,  
Hat mei Beerlich alle gnumme,  
Isch mit hinter d' Büschle gsesse,  
Hat mir all mei Beerlich gesse,  
Hei! Do schlag dr Kuckuck glei  
Uff des bucklig Moule nei.  
Häfeli leer, Schüsseli leer,  
Wenn i nor dahaam bliewe wär!

So singen im Mainhardter Wald, in den Limpurger und in den Waldenburger Bergen in Württembergisch Franken die beerensuchenden Kinder. Man könnte hinter diesem Kinderlied nichts weiteres vermuten als einen der kindlichen Denkweise entsprechenden Scherz, wenn nicht einige volkskundliche Tatsachen doch auf eine besondere Bedeutung des besungenen Vorgangs hinweisen würden. Wird

doch aus dem Fränkischen noch aus dem vergangenen Jahrhundert der Brauch berichtet, daß Beerensucher beim Eintritt in einen großen Wald Brot, Baumfrüchte und Beeren in drei Häufchen auf einen Stein gelegt haben, um die Angriffe des in diesem Walde hausenden „Heidelbeermannes“ abzuwehren.<sup>1</sup> Diese Abfindung kommt also auf etwas wie ein Opfer an diesen geheimnisvollen Mann heraus, der uns wie ein Waldgeist anmutet. Wie weit solches Abfindungsopfer verbreitet gewesen sein muß, zeigt die andere Nachricht, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts am Birkholz bei Delligsen (Braunschweig) ein Stein gestanden hat, der sommers ganz blau war, weil jeder Beerensucher eine Heidelbeere auf ihm zerdrückte, um seinen Korb mit Beeren ohne Verlust nach Hause zu bringen.<sup>2</sup> Solche Beerenopfer auf Steinen sind auch in Schwaben und Franken bis in die heutige Zeit herein viel belegt; ein Beispiel bietet unter anderem der „Geiststein“ bei Walkersbach im Welzheimer Wald. Daß es sich wirklich um Opfer handelt, können folgende entsprechende Bräuche aus Hessen beweisen.<sup>3</sup> Zu Neustadt (Kreis Kirchheim) eröffneten die Kinder das Heidelbeerpflücken mit dem Niederlegen eines Blumenstraußes und eines Steines in einer hohlen Eiche mit dem Ausruf: „Hier opfer ich dir ein Schippchen, opfer mir ein Dippchen!“

Zu Josbach wurde ein Strauß mit einem roten Bande am Stamm einer alten Eiche oder Birke befestigt und sodann wurden die drei schönsten Beeren in die Höhlung dieses Baumes gelegt mit den Worten: „Gott walt's!“ Dann umtanzten die Kinder den Baum eine Zeitlang mit Gesang. Zu Schwabendorf wurden drei oder neun Beeren in die Höhlung eines Birnbaumes gelegt; zu Dodenhausen (Kreis Frankenberg) wurden von den Kindern die drei schönsten Beeren auf die Spitzen eines am Waldrand stehenden Dornstrauches gesteckt und dazu ein Stein in den Busch geworfen, und zu Treysa (Kreis Ziegenhain) wurde außerdem noch ein Knoten in eine Schmiele dicht unter der Rispe geknüpft. Bezeichnend ist, daß diese hessischen Gebräuche „Zehnten“ genannt wurden. Jahn<sup>4</sup> bemerkt hiezu mit Recht, daß diese Beerenopfer recht altertümliche Züge aufweisen in der Dreiteilung der Gaben, der öfter wiederkehrenden Drei- oder Neunzahl, dem Rückwärtswerfen (schon in antiken Bräuchen bezeugt), der gleichzeitigen Darbringung von Blumen, dem Schürzen eines Knotens dicht unter der Rispe eines Grashalms,<sup>5</sup> dem Sprechen eines Gebets und dem Umtanzen der Opferstelle. Die meisten dieser Bräuche sind in Mittel- und Süddeutschland vielfach bezeugt bis in die neueste Zeit herein, und das eingangs angeführte Beerenliedchen wird heute noch in allerlei Abwandlungen in unseren schwäbischen und fränkischen Wäldern gesungen. Wenn in diesem Liedchen von einem buckligen Männlein oder Weiblein die Rede ist, so in einem anderen von einem „bußigen“. Als „Bußen“ aber bezeichnet das Volk ursprünglich vielfach Naturgeister, Wachstumsgeister, die ja auch im Frühjahrsbrauchtum persönlich in Strohülle oder Laubkleidung dargestellt werden.

Ab und zu wird auch von einem „nacketen Frale“ in diesem Beerenliedchen im Fränkischen gesungen, und es ergibt sich zwanglos die Anknüpfung an die „Wildfrauen“ und weiblichen Waldgeister, in denen sich altertümlicher Volksglaube das Wachstum in Wald und Feld verkörpert dachte.

<sup>1</sup> Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Bearbeitung 1900, Abschnitt 436.

<sup>2</sup> Braunschweiger Magazin 1899, Nr. 15.

<sup>3</sup> Ulric Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Neudruck 1935, S. 206.

<sup>4</sup> Ulric Jahn, a. a. O., S. 207.

<sup>5</sup> Knoten ist Abwehr gegen Zugriffe.

Der Volksglaube verlangte wohl, daß solche Wachstumsgeister bei Wegnahme eines Teils des von ihnen stammenden Ertrags durch ein Opfer abgefunden oder versöhnt werden mußten. Es ist nur folgerichtig, daß dann von seiten des Christentums darauf hingewirkt wurde, diesen Volks„aberglauben“ zu verdrängen oder zum mindesten durch Christliches zu ersetzen. So ist es nur eine Abwandlung des alten Opfergedankens, wenn von Böhmen der Brauch berichtet wird,<sup>6</sup> daß im Wald erdbeersuchende Kinder verlorene oder verschüttete Beeren nicht wieder aufheben dürfen, weil sie der „Mutter Gottes“ gehören; andernfalls müßten sie den ganzen Tag umsonst suchen. Auch legen die Kinder dort (und auch vielfach in anderen Gebieten) die drei ersten Beeren auf einen Baumstumpf „für die heilige Maria“ oder für die „armen Seelen“. Eine weitere christliche Abwandlung dieses Brauches liegt in einer Sage aus Wurmlingen (Württemberg) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor,<sup>7</sup> wonach einem erdbeersuchenden Kind die Mutter Gottes erscheint und fragt, was es im Korb habe. Als das Kind antwortet, es habe nichts, antwortet Maria: „Ist es nichts, so soll es dir auch nichts ausgeben.“ Seitdem werde niemand von Erdbeeren satt. Daß hinter dieser Sage die versäumte Opfergabe an die Gottesmutter und hinter ihr diejenige an eine Erdmutter oder Wachstumsfrau steckt, erscheint recht wahrscheinlich. Schließlich ist solches Opfer noch stärker verchristlicht worden. Aus neuester Zeit wird noch aus dem Landkreis Schwäbisch Gmünd berichtet, daß in einer Kapelle im Wald bei Adelmansfelden eine Opferbüchse sei; wer da Geld einwerfe, bringe alles Geschirr voll Beeren heim. Hier erscheint das alte heidnische Beerenopfer schließlich ganz durch die christliche Kirche abgelöst. Und wenn nach dem Volksglauben die Waldfrau (oder ein Wald- und Wachstumsgeist) beerensuchenden Kindern ihre Beeren abnimmt, wohl, weil diese ihren Tribut nicht entrichtet haben, so sorgt christlicher Volksglaube seinerseits dafür, daß der Christengott als höhere Macht das Verlorene wiedergibt, wie zum Schluß ein Kinderliedchen zeigen soll, das aus derselben Gegend stammt wie das eingangs gebrachte und das dieses in bedeutsamer Weise abwandelt:

Holeera, holeera,	Houl, houl,
Jetz kumm i von de Beera,	Jetz haw i nimme voull.
Houl, houl, houl,	Isch der liewe Heiland kumme,
Hab alles giffelt voull.	Hat m'r all mei Beerle brunge.
Isch a nackets Fraale kumme,	Houl, houl, houl,
Hat m'r all mei Beerle gnumme,	Jetz haw i widder voull.

#### A n m e r k u n g .

Eine wichtige und wertvolle Ergänzung dieses Aufsatzes aus dem Nachlaß von Dr. E. Kost stellt die Arbeit von Dozent Dr. Friedrich Heinz Schmidt (Ebhausen) dar, erschienen in der volkskundlich besonders ergiebigen Heimatbeilage „Aus den Tannen“ (Nagold, Altensteig, Calw) Nr. 11, Juli 1951, Seite 2 f. Wer sich mit den Beerenliedchen als einem Stück Volksdichtung noch näher befassen möchte und weitere Belege zum Beerenopfer im Glauben und Tun des Volkes sucht, der wird die Überlieferungen aus dem nördlichen Schwarzwald gerne mit heranziehen, wie sie unter der Überschrift „Das bucklige Männlein. Brauch und Glaube um die Heidelbeerernte“ am genannten Orte von kundiger Hand zusammengestellt sind.

<sup>6</sup> Wuttke, a. a. O., Abschnitt 436.

<sup>7</sup> E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. I, 1852, Nr. 279.